

Zeitschrift: Archives héraldiques suisses = Schweizer Archiv für Heraldik = Archivio araldico svizzero : Archivum heraldicum

Herausgeber: Schweizerische Heraldische Gesellschaft

Band: 109 (1995)

Heft: 2

Artikel: Der Bonner Bibliothekar und Historiker Theodor Bernd und die Anfänge der wissenschaftlichen Heraldik im deutschsprachigen Raum

Autor: Biewer, Ludwig

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-745807>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Bonner Bibliothekar und Historiker Theodor Bernd und die Anfänge der wissenschaftlichen Heraldik im deutschsprachigen Raum*

– «Travail d'admission» für die Internationale Akademie für Heraldik –

LUDWIG BIEWER

Das im Jahre 1992 erschienene stattliche «Biographische Lexikon der Heraldiker»¹ spiegelt die Geschichte dieser Wissenschaft im deutschsprachigen Raum wider. Das Nachschlagewerk zeigt auch, dass die Heraldik als eine der Historischen Hilfswissenschaften «bisher keine wirkliche Heimstatt an der Universität gefunden [hat], was der Sache wegen zu bedauern, aber lediglich in Frankreich (M. Pastoureaux) anders ist». Diese Feststellung stammt von einem renommierten Historiker und Hilfswissenschaftler, Werner Paravicini, der als Hochschullehrer selbst Bedeutendes zur Heraldik veröffentlicht hat². Geht man aber der Geschichte der wissenschaftlichen Heraldik und der Historischen Hilfswissenschaften³ nach, stellt man fest, dass die Heraldik als wirkliche Wissenschaft gerade an einer deutschen Universität neu begründet wurde und eine frühe Heimstatt fand, nämlich an der 1818 gegründeten Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn. Dabei soll nicht verkannt werden, dass es auch davor schon wichtige Abhandlungen zur Heraldik gegeben hat, von denen für das 17. und 18. Jahrhundert die Leistungen und Schriften des Theologen Philipp Jacob Spener (1635–1705)⁴ und des Historikers Johann Christoph Gatterer (1727–1799)⁵ hier stellvertretend erwähnt seien.

An der Universitätsbibliothek zu Bonn wirkte seit der Universitätsgründung Christian Samuel Theodor Bernd – sein Rufname war Theodor – als Bibliothekssekretär⁶. Auf Betreiben des damaligen preussischen Kultusministers erhielt Bernd im Jahre 1822 eine ausserordentliche Professur für Diplomatie, Sprachistik und Heraldik. Insbesondere in der letztge-

nannten Wissenschaft entwickelte Bernd eine reiche Lehr- und Publikationstätigkeit und legte damit das Fundament für jede weitere eingehende wissenschaftliche, an den Quellen orientierte Beschäftigung mit Wappen. Das ist Grund genug, sich mit seinem Leben, Wirken und Werk einmal etwas ausführlicher zu beschäftigen, zumal nach langer Pause für das Wintersemester 1994/95 in Bonn wieder ein Lehrauftrag für Heraldik erteilt wurde, der an den Verfasser erging.



Abb. 1 Professor Dr. Theodor Bernd im Jahre 1846.
– Foto: HEROLD, Berlin

Theodor Bernd wurde am 12. April 1775 in Meseritz in der nachmaligen preussischen Provinz Grossherzogtum Posen geboren und verstarb am 26. August 1854 in Bonn. Er war der Sohn des Hauptpfarrers und Kreisseniors Samuel Gottlieb (oder Theophilus) Bernd, der frühzeitig die hohe geistige und künstlerische Begabung des Kindes erkannte. Da die Stadtschule zu Meseritz dem Jungen nicht genügend Förderung bot, kam er auf das Lyzeum in Guben in der Niederlausitz und dann 1790 auf das Gymnasium nach Gotha, wo Bernd 1793 das Abitur bestand. Schon als Primaner wurde er in der herzoglichen Bibliothek als Aushilfskraft beschäftigt und legte dort die Grundlage für seine umfassende Bücherkenntnis. Nach Ostern 1794 begann er mit dem Studium der Theologie in Jena. Aber schon nach fünf Semestern musste er 1796 das Studium abbrechen, da sein Vater plötzlich verstarb und künftig die finanzielle Unterstützung für ein weiteres Studium fehlte. Es folgten kümmerliche Jahre als Hauslehrer und Hilfsprediger. Immerhin konnte er dabei im Jahre 1800 gleichsam nebenher sein Studium mit dem theologischen Kandidatenexamen abschliessen. Trotz aller Liebe und Verehrung für den verstorbenen Vater schlug er die ihm schliesslich angebotene Predigerstelle aus, denn er wollte der Wissenschaft dienen, damals in erster Linie der Sprachwissenschaft. Es bot sich ihm auch eine günstige Gelegenheit, dieser Neigung zu folgen und obendrein noch etwas zu verdienen.

Bernd wurde Hauptbearbeiter und Verfasser der 8. Auflage des «Dictionnaire français-allemand et allemand-français à l'usage des deux nations», erschienen in vier Bänden in Braunschweig bei Vieweg im Jahre 1807. Dazu liess sich Bernd 1804 in Braunschweig nieder und arbeitete dann auch am Deutschen Wörterbuch (Braunschweig 1807–1811) und an der Neuauflage des Fremdwörterbuches («Verdeutschungswörterbuch») des Verlages Campe (Braunschweig 1813, 1. Auflage Braunschweig 1801) mit. Bernd hatte dem Schulrat J. H. Campe einen ausführlichen Kommentar zur ersten Auflage dieses Fremdwörterbuches übersandt, der den Empfänger offenbar ebenso überzeugte wie dessen Arbeit an dem genannten Wörterbuch. Hauptsächlich auf Grund dieser

Leistungen auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft, die allerdings damals schon durch Jacob Grimm und später von kundigeren Philologen als Bernd eher kritische bis negative Beurteilungen fanden⁷, wurde Theodor Bernd im Jahre 1815 von der Universität Jena die Würde eines Doktors der Philosophie verliehen. – Auch in den nächsten Jahren blieb er zunächst der Philologie treu und veröffentlichte eine stattliche Abhandlung über die deutsche Sprache im Grossherzogtum Posen⁸, eine Abhandlung über die Verben in der deutschen Sprache⁹ und ging der Verwandtschaft der slawischen und germanischen Sprachen und dieser mit dem Griechischen und Lateinischen nach¹⁰.

Inzwischen aber hatte Bernd seine Tätigkeit gewechselt, da er in einigermaßen gesicherten wirtschaftlichen Verhältnissen leben wollte. Er fand eine Anstellung als Gehilfe an der neuen Zentralbibliothek und am Archiv in Breslau, wohin er im Jahre 1811 übersiedelte und sich hauptsächlich archivarischer Tätigkeit widmete. Als sich dort trotz einiger Veröffentlichungen zu schlesischen Themen¹¹ seine Hoffnung auf feste Anstellung nicht erfüllte, ging Bernd in den Schuldienst und lehrte seit 1813 als Professor am Gymnasium zu Kalisch und dann von 1815 bis 1818 in gleicher Stellung in Posen, weil er an einer deutschen Schule wirken wollte. Er unterrichtete in den oberen Gymnasialklassen Griechisch, Latein, Deutsch und Französisch. – Schon in Kalisch aber hatte er sein privates Glück gefunden. Er heiratete ein sehr gebildetes, allerdings völlig mittelloses polnisches Edelfräulein, Christina Anna Maria v. Weidlich (geb. zu Warschau 17. Juli 1794, gest. zu Neuwied 24. Februar 1871). Der glücklichen Ehe wurden vier Kinder geschenkt. Die beiden Söhne starben zum grossen Leid ihres Vaters, der aber Trost und Halt im festen christlichen Glauben fand, noch vor ihm: Theodor Karl, Kunststudent an der Königlichen Akademie zu Düsseldorf, im Alter von 18 Jahren 1847 und Franz Gottfried, ein Naturwissenschaftler, dreissigjährig im Jahre 1854. Die Tochter Rosa Melanie (geb. in Kalisch 1815, gest. zu Gersleben 1870) war mit Pfarrer Rindfleisch zu Wetzlar verheiratet, während die jüngste Tochter Rodeline – «Linda» (1820–1905) – ledig blieb und 1893 die Biographie von Alfred

Nikolovius über ihren Vater nochmals zum Abdruck brachte (siehe Anm. 6).

Im Jahre 1818 trat der entscheidende berufliche Wendepunkt im Leben des jungen Wissenschaftlers ein. Am 18. Oktober 1818 wurde in Bonn mit elf Professoren und 47 Studenten eine neue preussische Universität gegründet, die am 28. Juni 1828 ihren bis heute gültigen Namen erhielt: Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität¹². Schon 1818 wurde Theodor Bernd als Sekretär an die Universitätsbibliothek der neuen rheinischen Universität berufen; das Tagesdatum der Ernennung oder des Dienstantritts ist nicht mehr festzustellen. Der Grundstock der Universitätsbibliothek bestand aus etwa 30 000 Bänden, die in den Räumen über dem Koblenzer Tor des ehemals kurfürstlichen Schlosses zu Bonn aufgestellt wurden, das die neue Universität als Heimstatt erhalten hatte und das ihr noch heute als Hauptgebäude dient. Die Bücher stammten aus den Bibliotheken der aufgelösten alten Universität Duisburg und der Rechtsschule in Wetzlar sowie aus Dop-

pelstücken der Universitätsbibliotheken in Berlin und Breslau, zu denen noch angekaufte Bücher aus Nachlässen kamen¹³. Die Leitung der neuen Universitätsbibliothek übernahm mit Beginn des Sommersemesters 1819 der in demselben Jahr aus Göttingen berufene klassische Philologe und Archäologe Friedrich Gottlieb Welcker als «Oberbibliothekar». Welcker (geb. Grünberg in Hessen am 4. November 1784, gestorben Bonn am 17. Dezember 1868)¹⁴, der u. a. von 1806 bis 1809 in Rom im Hause des damaligen preussischen Geschäftsträgers beim Heiligen Stuhl Wilhelm v. Humboldt als Hauslehrer tätig gewesen war, konnte hauptsächlich durch die Zusage, in Bonn als Leiter der Universitätsbibliothek bevorzugt Literatur zur klassischen Philologie und Archäologie anschaffen zu dürfen, dazu bewegt werden, den 1818 an ihn ergangenen Ruf an den Rhein anzunehmen und Göttingen zu verlassen. Als er 1854 in den Ruhestand trat, war die von ihm organisierte Bibliothek auf stolze 115 000 Bände angewachsen, was hauptsächlich sein Verdienst

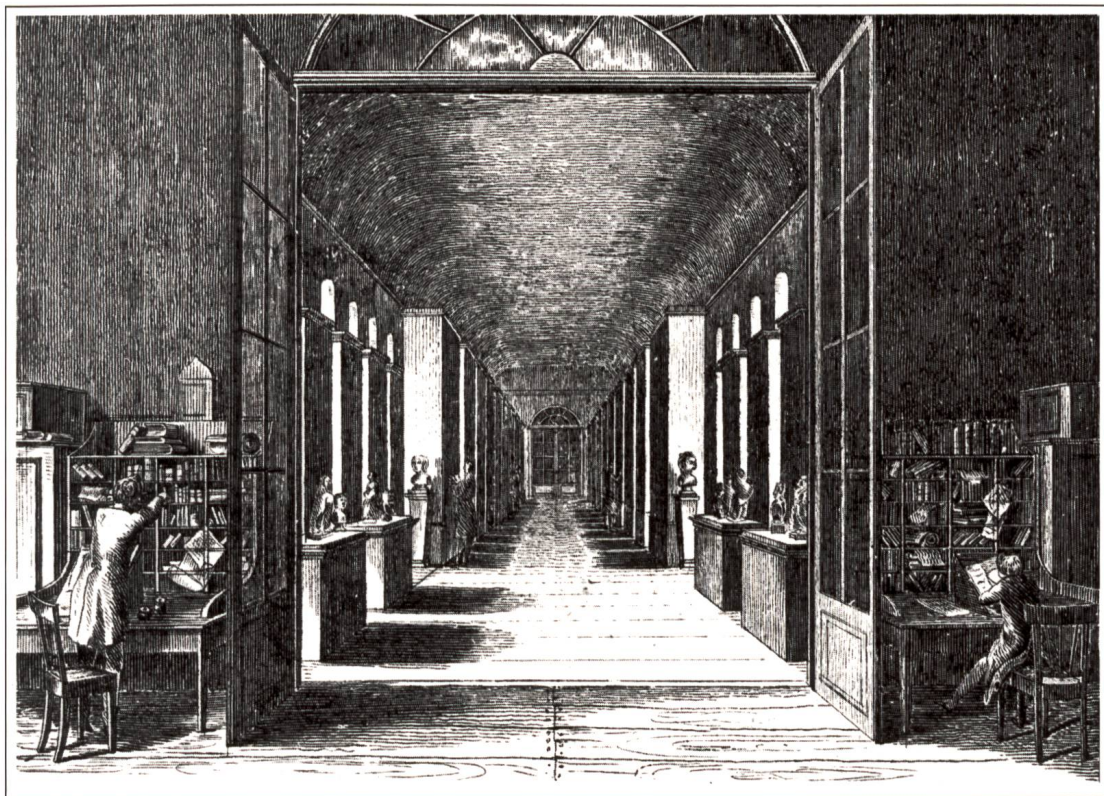


Abb. 2 Die Universitätsbibliothek der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn über dem «Koblenzer Tor» des Bonner Schlosses in den 1830er Jahren. Ob einer der beiden Bibliothekare im Vordergrund wohl Theodor Bernd ist? – Foto: ULB Bonn

war. Der Ordnungszustand freilich liess sehr viel zu wünschen übrig, die Erschliessung war mangelhaft, und die Katalogisierung war über Anfänge nicht hinausgewachsen. Unter Welcker wirkten an der Universitätsbibliothek noch zwei «Unterbibliothekare», der Sekretär Theodor Bernd und ein Bibliotheksdiener. Bernd war für das Registratur-, Rechnungs- und Kanzleiwesen zuständig, besorgte die Geschäfte mit den Buchbindern, kümmerte sich um den Einzug der Pflichtexemplare und verzeichnete sowie verkaufte die Dubletten¹⁵. Zudem führte er über viele Jahrzehnte vorbildlich das Accessionsjournal. Bei dieser Fülle von Verpflichtungen, denen Bernd sehr gewissenhaft nachkam, konnte er für Katalogisierungsarbeiten nur kurze Zeit eingesetzt werden. Er hatte ja auch keine Fachausbildung als Bibliothekar genossen, und selbst in Breslau war er mehr mit Archivalien als mit Bibliotheksdingen beschäftigt gewesen, so dass es verständlich ist, dass viele seiner Arbeiten von guten, ausgebildeten Bibliothekaren negativ beurteilt wurden und werden. Er blieb bis zu seinem Tod am 26. August 1854 im Amt; erst kurz vorher hatte er am 1. Juni 1854 seine Versetzung in den Ruhestand beantragt.

Preussischer Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten (kurz: Kultusminister) war damals Karl Freiherr v. Stein zum Altenstein (geb. im «Schlösslein» zu Schalkhausen am 1. Oktober 1770, gest. Berlin am 14. Mai 1840), der dieses Amt über zwei Jahrzehnte lang von 1817 bis 1840 innehatte und prägte¹⁶. Dieser sehr kluge und hochgebildete Beamte und Politiker hatte den «intelligenten Beamtenstaat» (Heinz Gollwitzer) als Ideal vor Augen und war ein überzeugter Anhänger von Hegel und Fichte. Er verfolgte eine auf Ausgleich bedachte, vorsichtige Politik. Die Universitätsgründung am Rhein geschah zwar während seiner Amtszeit, entsprach aber nicht seinen Vorstellungen. Er wollte Berlin zur Eliteuniversität ausbauen, in den Provinzen sich aber mit Hochschulen minderer Qualität begnügen, Ideen, mit denen er sich – zum Glück – nicht durchsetzen konnte. Bei seinen ihm anvertrauten Universitäten war Altenstein generell bestrebt, bei dem ständigen Geldmangel, unter denen das Hochschulwesen in Preus-

sen damals genauso litt wie es die heutigen Hochschulen in den Bundesländern der Bundesrepublik Deutschland tun, das Lehrangebot durch die Einrichtung von ausserordentlichen Professuren und die Förderung von Privatdozenten zu erweitern. Da er dabei auf die Interessen der Fakultäten und der dort vertretenen Ordinarien wenig Rücksicht nahm, zog er sich deren ohnmächtigen Unmut zu.

Der preussische Kultusminister war über den Standard der einzelnen Wissenschaften gewöhnlich sehr gut orientiert, so auch über den der Geschichtswissenschaft und der sogenannten historischen Hilfswissenschaften. Ganz zutreffend äusserte er sich in einem Brief vom 10. Juni 1819 an den Staats- und Kabinettsminister Graf v. Bernstorff: «Das Studium der Heraldik wird in Deutschland, namentlich in den Königlichen Staaten so vernachlässigt, dass ich es mir zur Pflicht mache, Mittel aufzusuchen, um diese für die Geschichte unentbehrliche Wissenschaft wieder zu beleben.»¹⁷ Auf diese Einsicht wird es zurückzuführen sein, dass er den Bonner Bibliothekssekretär Theodor Bernd, der dem Minister mit Bericht vom 7. Februar 1821 angeboten hatte, aus Urkunden der Archive in Koblenz, Trier und Aachen einen diplomatischen Apparat für Lehrveranstaltungen an der Universität Bonn zusammenzustellen¹⁸, ermunterte, sich den historischen Hilfswissenschaften zu widmen und ihm im November 1821 unter Umgehung der Philosophischen Fakultät vorschlug, ihn zum ausserordentlichen Professor für Diplomatie, Sphragistik und Heraldik zu ernennen. Die durch diese ministerielle Selbstherrlichkeit brüskierten Professoren der Philosophischen Fakultät liessen Theodor Bernd ihre Verärgerung fühlen. Sie bestanden nämlich darauf, dass er sich vor der Ernennung einem Habilitationsverfahren unterziehen musste, wobei freilich von der Anfertigung einer Habilitationsschrift nicht die Rede war. Der Kultusminister hatte an sich auf einer Habilitation Bernds nicht bestanden¹⁹, liess ihn aber dann im März 1822 doch ausdrücklich dazu auffordern, wie der Kurator der Universität mit Schreiben vom 27. März 1822 der Philosophischen Fakultät mitteilte²⁰. Die Habilitation war damals übrigens keineswegs unerlässliche Voraussetzung für eine

Hochschullehrertätigkeit, und noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts war ein Drittel der geisteswissenschaftlichen Professuren mit Nicht-Habilitierten besetzt²¹. Im vorliegenden Fall jedenfalls lud Friedrich Gottlieb Welcker als Dekan mit Schreiben vom 23. April 1822 seine Fakultätskollegen zur Habilitationsvorlesung Bernds ein, die am 25. April 1822 stattfand. Sie hatte den Titel «De fatis rei et artis diplomaticae». Der öffentlichen Vorlesung folgte ein Kolloquium, das der Ordinarius für Geschichte Karl Dietrich Hüllmann (geb. Erdeborn bei Eisleben 10. Oktober 1765, gestorben Bonn 12. März 1846) durchführte, der 1818 von der Albertus-Universität zu Königsberg in Preussen, wo er seit 1808 gelehrt hatte, nach Bonn berufen worden war und Gründungsrektor wurde²². Vorlesung und Kolloquium wurden positiv beurteilt, und der preussische Kultusminister teilte mit Schreiben vom 27. Dezember 1822 der Philosophischen Fakultät mit, dass er den Bibliothekar Dr. phil. Theodor Bernd zum ausserordentlichen Professor für Urkundenlehre, Heraldik und Sphragistik ernannt habe. – Bis zu dieser Ernennung war Bernd auf Grund seiner wissenschaftlichen Qualifikation als Sekretär eigentlich zu gering eingestuft gewesen. Nunmehr erhielt er als Extraordinarius eine zusätzliche Vergütung von 200 Talern im Jahr²³. Zudem wurde sein gesamtes Gehalt auf den Haushalt der Universität angerechnet, so dass der Wegfall dieser Kosten beim Etat der Bibliothek diesen entlastete, zumal derselbe Schritt auch für das Gehalt des einen der beiden Unterbibliothekare vollzogen werden konnte und so der kargliche Anschaffungsetat für die Bücher der Bibliothek sehr zur Freude von Welcker aufgestockt wurde²⁴.

Bernd erhielt sich die Gunst des Kultusministers und des Kurators, so dass er in den ersten Februartagen 1831 meinte, bei ihnen seine Beförderung zum «Ordinarius für die historischen Hilfswissenschaften Diplomatie, Sphragistik und Heraldik» beantragen und durchsetzen zu können²⁵. Unter Bezug auf diesen Antrag schrieb er am 5. Februar 1831 auch an die Philosophische Fakultät. Deren Dekan setzte dieses Schreiben in Umlauf und bat die Fakultätsangehörigen um gutachterliche Äusserungen. Der Antrag Bernds fand

lediglich die Unterstützung des Astronoms, Mathematikers und Physikers Karl Dietrich v. Münchow²⁶, während zum Beispiel der klassische Philologe, Karl Friedrich Heinrich²⁷ diese «überflüssige Professur» strikt ablehnte. Sehr boshaft schloss sich ihm kein geringerer als der Literaturwissenschaftler und Indologe August Wilhelm (seit 1815: von) Schlegel (geb. Hannover 8. September 1767, gest. Bonn 12. Mai 1845)²⁸ an, der sich in Bonn, wo er – erstmals in Deutschland – die Indologie²⁹ begründete und einer «wunderlich vielseitigen» Lehrtätigkeit nachging, in erster Linie als Historiker fühlte³⁰. Da damals ein ordentlicher oder ausserordentlicher Professor «über alle zu seiner Fakultät gehörige Disziplinen Vorlesungen [...] halten» durfte³¹, bot er ausgerechnet im Sommersemester 1831 eine Einleitung in das Geschichtsstudium und die historischen Hilfswissenschaften an³², so dass man den Grund für sein negatives Votum errathen kann. Hauptsächlich aber polemisierte er in seinem Gutachten von 1831 – wohl nicht ganz zu Unrecht – gegen Bernds Buch «Die Deutsche Sprache im Grossherzogthum Posen» (siehe Anm. 8). Das von Bernd für sich beantragte Ordinariat wurde folglich von der Fakultät abgelehnt und statt dessen dem Kurator eine Aufbesserung von Bernds Gehalt empfohlen³³. Der Bibliothekar und Hilfswissenschaftler fügte sich – offenbar ohne Groll – in sein Schicksal. – Mit der erwähnten Entscheidung der Bonner Philosophischen Fakultät, die auf den ersten Blick engherzig erscheinen mag, wollten und mussten die Gelehrten in erster Linie die sich mehrenden Eingriffe des Kultusministers und seiner Beamten in ihre akademische Selbstverwaltung abwehren, zu der die Berufungen und die Heranbildung des eigenen wissenschaftlichen Nachwuchses gehörten. In diesem ständigen Konflikt blieb 1831 Bernds an sich berechtigte Forderung auf Einrichtung eines Lehrstuhls für historische Hilfswissenschaften auf der Strecke. In ihrem Eifer übersah die Fakultät freilich, dass die preussische Kultusverwaltung bei ihrer Politik positiv bestrebt war, möglichst kostenneutral das Lehrangebot zu erweitern. Bei der damaligen Bonner Entscheidung muss auch berücksichtigt werden, dass die Lehrstuhlinhaber des frühen 19. Jahrhun-

derts froh waren, dass es gelungen war, an den Universitäten Humboldtscher Prägung die oft sehr eng umschriebenen Spezial-Lehrstühle und -Professuren früherer Zeiten überwunden zu haben und deshalb nicht bereit waren, solche etwa für historische Hilfswissenschaften wieder zu etablieren. Dazu war die Zeit noch nicht reif.

Als Beamter an der Universitätsbibliothek Bonn und mit seiner Ernennung zum ausserordentlichen Professor an der Philosophischen Fakultät hatte Theodor Bernd eine gesicherte Lebensstellung erreicht und konnte sich ein für einen Akademiker des 19. Jahrhunderts typischen Lebensstil leisten. Gesellschaftlich profitierte er sicherlich von dem ausserordentlich hohen Ansehen, das die dünne Schicht der Gelehrten, insbesondere die Universitätsprofessoren als «Wissenschaftsproduzenten, -verwalter und -vermittler» gerade in Deutschland genossen (und immer noch geniessen)³⁴. – Mit seiner Frau und seinen vier Kindern führte Bernd ein vorbildliches Familienleben. Da er ein grosser Freund der Wappenwissenschaft und -kunst war, was noch auszuführen sein wird, führte er auch ein Familienwappen: *gespalten, vorn in Grün ein silberner Anker, hinten in Gold ein gebeugter und geharnischter Schwertarm, darauf zwei Helme, 1: mit grün-silbernen Decken, darauf eine Friedenstaube mit einem Ölzweig im Schnabel, 2: mit blau-goldenen Decken, darauf ein goldenes Osterlamm mit Fähnlein*³⁵. – Im Dienst war Bernd «bis an das Ende seines Lebens voll unerschütterlicher Pflichttreue»³⁶, sehr fleissig und voller Liebe zur Sache; der Arbeitstag begann für ihn frühmorgens um 5 Uhr³⁷. Dabei war er persönlich stets anspruchslos, heiter-gelassen und von einer tiefen Frömmigkeit. Er war auch, nach einer Aufzeichnung seiner jüngsten Tochter Rodeline oder Linda vom 12. April 1893, «ein Kunstkenner und namentlich Kupferstichsammler» sowie «ein Schwärmer für gute Musik». Die Tochter besass damals noch die von ihrem Vater in seiner Jugend einst gefertigten Abschriften aus Mozarts Sonaten und Opern. Der Gelehrte ging nach demselben Zeugnis nicht viel aus, hatte aber immer gerne Freunde und Bekannte in seinem gastfreien Hause, in das seine Frau und er zu Musik- und Leseabenden einluden. Daran nahmen häufig auch in Bonn studierende Polen teil, denn

die Professorenfrau hatte sich die Liebe zu ihrer Heimat und deren Sprache bewahrt. Da mit diesen Gästen, die aus den besten Familien Polens stammten, eifrig und hitzig über Politik gesprochen und gestritten wurde, zog sich der Hausherr bei solchen Abenden aus Loyalität gegenüber der Krone Preussens ins Nebenzimmer zum Schachspiel zurück³⁸.

Seine Lehrveranstaltungen hielt der Extraordinarius für Urkundenlehre, Heraldik und Sphragistik Theodor Bernd im Lesezimmer der Bibliothek ab³⁹. – In der wissenschaftlichen Tätigkeit galt Bernds ganz besondere Liebe der Wappenwissenschaft und Wappenkunst, der Heraldik, der er sein Lebenswerk widmete. Sie war in Deutschland zu Beginn seiner Bonner Lehrtätigkeit als Wissenschaft noch gar nicht ausgebildet, und Bernd musste auf einem sehr niedrigen Niveau anfangen. Im Wintersemester 1822/23 nahm er seine Lehrtätigkeit mit einer Vorlesung über «Geschichte und ihre Hilfswissenschaften» auf, und schon im Sommersemester 1823 folgte neben «Übungen im Lesen, Erklären und Beurtheilen der Urkunden» ein Kolleg «Wappenkunde». «Heraldik» las er dann im Wintersemester 1824/25, Sommersemester 1826 und im Wintersemester 1829/30, «Praktische Heraldik» im Sommersemester 1825. Mit Ausnahme des Sommersemesters 1829, in dem er «Angewandte Wappenwissenschaft» anbot, hiess sein einschlägiges Kolleg «Wappenwissenschaft», das er vom Wintersemester 1831/32 bis zum Wintersemester 1853/54 insgesamt siebzehnmals hielt⁴⁰.

Wissenschaftsgeschichtlich besonders interessant dabei ist, dass Bernd diese und auch andere Lehrveranstaltungen in den von ihm zu betreuenden Disziplinen nicht einfach nur als Vorlesungen hielt, vielmehr sehr früh, lange vor der Errichtung des Historischen Seminars der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn durch Heinrich von Sybel im Jahre 1861, die seminarähnliche Arbeitsweise mit Beteiligung der Studenten in praktischen Übungen wie dem Lesen von Urkunden oder dem Beschreiben von Wappen und Siegeln einführte, eine wahre Pioniertat. Seine einschlägigen Lehrveranstaltungen in der Heraldik wurden bereits genannt, und daneben kündigte er seit dem Sommersemester 1823 «Übungen im Lesen,

Erklären und Beurtheilen der Urkunden», «Urkundenwissenschaft mit Anwendung auf geschriebene und in Kupfer gestochene Urkunden» und ähnliches an⁴¹. Bei seinen Lehrveranstaltungen bediente sich Bernd des «Diplomatischen und heraldischen Apparats», der zur Universitätsbibliothek unter Welcker gehörte⁴². Bernd aber war seit seiner Ernennung zum Professor «Vorsteher der Sammlung für Diplomatik, Sphragistik und Heraldik», die anzulegen er ja schon 1821 angeboten hatte. Über Neuerwerbungen für den diplomatischen und heraldischen Apparat, der vom Sommersemester 1824 bis zum Sommersemester 1861 unter «Besondere akademische Anstalten und wissenschaftliche Sammlungen» in den Vorlesungsverzeichnissen aufgeführt wurde, berichtete Bernd jährlich dem Rektor; sein letzter Bericht datiert vom 17. Oktober 1842⁴³. Die grösste Erwerbung wurde am 13. Oktober 1825 gemeldet: Das Ministerium schenkte dem Apparat die aus 12 913 Abdrücken auf 943 Tafeln bestehende Siegelammlung des Freiherrn v. Tschammer und Osten. Da sich darunter auch Doppelstücke befanden, konnten auf dem Tauschwege im Februar 1832 689 weitere Wappensiegel erworben werden. Schon 1821 hatte der Kultusminister dem als Extraordinarius in Aussicht genommenen Bernd angeboten, ihm für Lehrzwecke Abgüsse der Siegelammlung der Universität Berlin zu überlassen⁴⁴. Ansonsten gab es nur kleinere Neuzugänge. So erfahren wir zum Beispiel am 10. Oktober 1826, dass die Universitätsbibliothek «Siebmacher's Grosses Wappenbuch» von 1772 «mit 8 von den dazu gehörenden 12 Supplementen» gekauft habe, welcher Ankauf Bernd und seinen Lehrveranstaltungen «zu gute» kamen. Ein Jahr später ergänzten einige «Kupferstiche mit Wappen und von Gelehrten mit ihren Wappen» den Bestand und 1828 das Spiel «The noble play of heraldry and geography of Europe by Cheneviere». Im Jahre 1830 lesen wir von «64 in Kupfer gestochenen Bildnissen von Gelehrten mit ihren Wappen». Am 15. Oktober 1832 wurden fünfzig Familienwappen des Adels der Rheinprovinzen gemeldet, «teils gemalt, teils gezeichnet, meist aber mit mehreren Siegelabdrücken begleitet mit Familiennachrichten», und der Landrat Ritter Bärsch aus Prüm

schenkte vierundneunzig Wappensiegel, «darunter neun alte Wachssiegel». Schliesslich schenkte das Ministerium ebenfalls im Jahre 1832 noch die ersten zehn Hefte von C. H. v. Gelbkes Werk «Abbildungen der Wappen sämtlicher Europäischen Souveraine, der Republiken und freien Städte nebst Erklärungen der einzelnen Wappenfelder und Titel der Regenten»; weitere Hefte folgten in den Jahren 1833, 1834 und 1835. Die gesamte Sammlung wurde 1853 von dem greisen Bernd selbst mit rührendem Fleiss geordnet und verzeichnet, doch wohl recht unzulänglich, denn schon 1856 folgte eine neue, endgültige Katalogisierung durch den Privatdozenten Dr. Karl Hopf⁴⁵ in drei Foliobänden mit insgesamt 3440 Seiten.

Für seine wissenschaftlichen Arbeiten führte der Gelehrte eine umfangreiche Korrespondenz, von der ein Band in seinem Nachlass erhalten ist. Er trägt auf dem Rückenschild die Aufschrift «Bernd's heraldische Correspondenz»⁴⁶. In diesem 230 Blatt umfassenden Folioband sind genealogische und heraldische Mitteilungen über Adelsgeschlechter des Rheinlandes aus den Jahren 1821 bis 1837 in Korrespondenzform überliefert. Der Band ist alphabetisch geordnet, und es sind insgesamt 110 Familien erfasst. Er enthält überwiegend Wappenbeschreibungen, auch Lacksiegelabdrücke mit den Wappen, Abschriften von Adelsbriefen und mitunter recht umfangreiche genealogische Angaben. Es finden sich auch, wenn auch nur wenige, kolorierte Wappenzeichnungen, so zum Beispiel die Nr. 18: Familie v. Daell zu Eyll und Huest: in Silber drei rote Pfähle, auf dem Helm mit rotsilbernen Decken ein silberner und ein roter Flug, oder Nr. 20: Familie Droste zu Hülshoff: in Schwarz ein geflügelter, linksgewendeter silberner Barsch, auf dem Helm mit schwarz-silbernen Decken ein silberner Fischkorb; Nr. 39: Familie v. Recum: geviert, in 1 in Schwarz ein goldenes aufgeschlagenes Buch, 2 in Rot ein silberner Myrthenzweig – es müsste ein Eichenzweig sein! –, 3 in Gold eine schwarze Eule, 4 in Blau ein silbernes Kastell auf felsigem Grund; der Helm mit rot-goldenen Decken und drei schwarzen Pfauenfedern ist nicht abgemalt. Die wenigen Zeichnungen sind im heraldischen Stil des aus-

gehenden 18. Jahrhunderts gefertigt und zählen zur Verfallzeit der Heraldik als Kunst. – Bei dieser Korrespondenz dürfte es sich um Vorarbeiten für sein recht umfangreiches «Wappenbuch der preussischen Rheinprovinz»⁴⁷ handeln, das 1835 erschien und 1842 eine Ergänzung fand. Bei diesem Buch war Bernd bestrebt, alle Wappen des in der Rheinprovinz immatrikulierten Adels abzudrucken. Die Anlage eines solchen Wappenbuches war relativ einfach, weil es in der Rheinprovinz, im Gegensatz zu allen anderen Teilen des Königreichs Preussen eine Adelsmatrikel zumindest für die linksrheinischen Gebiete gab, die zeitweise französisch gewesen waren und der Adel durch das französische abgeschafft worden war. Im Zusammenhang mit der Wiederherstellung des Adels unter preussischer Herrschaft nach 1815 entstand die Matrikel⁴⁸, in die 1835 – nach Bernds Angaben – 20 gräfliche, 95 freiherrliche Familien und 184 des untitulierte Adels eingeschrieben waren. In den beiden Teilen des Buches sind die Wappen alphabetisch nach Familiennamen geordnet, im I. Teil von v. Agris, v. Ammon, die Grafen Berghe v. Trips über die Grafen v. Geldern bis zu v. Zastrow mit den Nachträgen v. Bewer. v. Droste zu Hülschhoff, v. Gülcher und v. Fritsch, insgesamt 269 Wappen auf 135 Tafeln. Der II. Teil zeigt 113 Wappen auf 57 Tafeln. Die Differenz zu der Zahl der immatrikulierten Familien erklärt sich daraus, dass manche Familien mehrere Zweige mit differenzierten Wappen hatten bzw. haben. Die Wappen sind in Schwarzweissdrucken abgebildet, jeweils 2 Wappen auf der vorderen Seite jedes Blattes. Da die Tinkturen durch die üblichen Schraffuren angegeben werden, ist dem Werk zwischen dem Bild und dem Textteil eine erklärende Tafel beigegeben, die zeigt, dass Bernd neben den üblichen Tinkturen Gold, Silber, Blau, Rot, Grün, Schwarz und Purpur auch die Mischfarben «Eisenfarb, Blutroth, Braun, Naturfarb» anerkannte, dabei also ganz dem 18. Jahrhundert verhaftet blieb. – Im Textteil des Buchs werden nach einleitenden Ausführungen über die Art des Blasonierens die vorher abgebildeten Wappen trefflich beschrieben. Bernds Leitsätze haben noch heute Gültigkeit, insbesondere seine Forderung nach Genauigkeit, Deutlichkeit und Kürze. Bei den Be-

schreibungen selbst begann Bernd stets mit der Angabe der Tinktur des Schildes, was noch heute üblich ist, von ihm später jedoch auch anders gesehen wurde, worauf noch einzugehen sein wird. Allerdings beschrieb Bernd auch fast immer die Schildform, was heute als unnötig angesehen wird. Das Werk widmete er Philipp (seit 1786: von) Pestel⁴⁹, der von 1831 bis 1834 Oberpräsident der Rheinprovinz war; ein Zeichen dafür, wie stark sich Bernd an die Vertreter der preussischen Verwaltung anlehnte.

Bernds Oeuvre als Heraldiker ist beachtlich. – Im Jahre 1824 schlug er vor, im Rahmen des von ihm betreuten diplomatischen und heraldischen Apparats die gesamte einschlägige Literatur systematisch zu ergänzen, die er in seiner kleinen, markanten und sehr gut zu lesenden Handschrift auf immerhin 94 Folioseiten aufgelistet hatte. Wegen der hohen Kosten, die Bernd selbst auf 2570 Taler veranschlagte, lehnte das Kultusministerium den Antrag ab⁵⁰. – Mit der Liste hatte Bernd aber eine erste Grundlage für sein vielleicht bedeutendstes Werk gelegt, seiner umfassenden Bibliographie zur Heraldik, seine Bücherkunde, die in Bonn in drei Teilen in den Jahren 1830 bis 1835 erschien⁵¹. Wissenschaft kann man bekanntlich erst betreiben, wenn man die einschlägige Literatur kennt, zu der man in erster Linie durch Bibliographien geführt wird, die Grundlagen jeder wissenschaftlichen Tätigkeit sind. Hier leistete Bernd wahre Kärnerarbeit und schuf ein bis heute als vorbildlich anerkanntes Handwerkszeug⁵² für jeden, der sich in jenen Jahrzehnten ernsthaft mit der Heraldik beschäftigen wollte. Da sein Wirken vor der eigentlichen Blütezeit der heraldischen Wissenschaft liegt, konnte er deren Erzeugnisse natürlich nicht berücksichtigen, so dass seine Bibliographie im Laufe des 19. Jahrhunderts an Wert verlor. Er war bemüht, alle europäischen Werke zu erfassen, wobei ein Schwerpunkt bei Drucken des 17. und 18. Jahrhunderts lag. Während der 2. Teil Wappenbüchern und gedruckten Wappensammlungen gewidmet ist und der 3. Teil «Nachträge, Zusätze und Berichtigungen» enthält, ist der 1. Teil der grundsätzlichen und theoretischen Literatur gewidmet. Er erfasste im 1. Abschnitt sogar, wie er meinte, Literatur über die Wappen bei den Griechen,

Römern und Juden, in der Türkei, Asien, Hindostan, China und Amerika. Heute wissen wir, dass hier Bernd wie viele seiner Zeitgenossen, aber auch Heraldiker nach ihm, in die Irre ging und Heraldik auf Mitteleuropa und die von da aus gegründete Staatenwelt Amerikas beschränkt ist und ihren Ursprung im frühen zweiten Drittel des 12. Jahrhunderts hat⁵³. Aber auch Bernd selbst müssen damals schon Zweifel gekommen sein, die er in der Einleitung auch aussprach, um dann trotzdem festzuhalten «so ist doch soviel gewiss, dass die Alten etwas mit unseren Wappen, Wappenschilden, Helmzierden etc. Übereinkommendes hatten»⁵⁴. Auf dieses Problem wird an anderer Stelle nochmals einzugehen sein. – In seinem durchschossenen Handexemplar der Bibliographie, das in zwei Bänden gebunden ist, hat Bernd von Hand Hunderte von Titeln, darunter sehr viele englische und französische, nachgetragen, offenbar um eine weitere Auflage vorzubereiten. – Da Bernd in seiner Laufbahn sehr viel dem Kultusminister und seinem Hause zu verdanken hatte, kann es nicht verwundern, dass er die Teile 1 und 2 seiner Bibliographie mit den Worten «Dem hohen königlichen Ministerio der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten zu Berlin, dem gross- und freisinnigen Förderer der Wissenschaften und Künste zum Zeichen höchster Verehrung gewidmet» zueignete, den 3. Teil aber dem Minister v. Altenstein persönlich.

Bernds nächstes Werk erhielt den Oberstitel «Die Hauptstücke der Wappenwissenschaft», und es besteht aus zwei Abteilungen bzw. Bänden. Die Abteilung I ist die Darstellung des «Wappenwesen der Griechen und Römer und anderer alter Völker»⁵⁵. Bernd widmete das Buch, auf das nicht näher eingegangen zu werden braucht, dem damaligen preussischen Kultusminister Friedrich Eichhorn. Bei dieser Studie ist Bernd einem Irrtum erlegen, und er hat zeitlebens nicht klar erkannt, dass die Heraldik eine Erscheinung des europäischen Mittelalters ist und längst nicht jede beliebige Schildbemalung oder -verzierung als Wappenbild angesprochen werden darf. Wappen sind eben feste unveränderliche Kennzeichen von Personen und Personengruppen, die schon bald nach ihrem Auftreten erblich

wurden und für die ganz bestimmte Regeln galten und gelten. Aber selbst der HEROLD, die älteste Fachvereinigung für Heraldik und Genealogie in Europa, hat auf der «Internationalen Heraldischen Ausstellung» in Berlin vom 1. April bis 1. Juni 1882 einen Raum mit Waffen und Rüstungen aus Japan gezeigt, darunter auch japanische «Wappen» auf den genannten kriegerischen Ausrüstungen und in japanischen «Wappen»-büchern⁵⁶. Auch hier wurden also Zeichen oder Kennzeichnungen als Wappen angesprochen.

Die II. Abteilung der «Hauptstücke» freilich ist von ganz anderer Bedeutung: «Die allgemeine Wappenwissenschaft in Lehre und Anwendung» erschien 1849 und umfasst im Textteil immerhin 558 Seiten, die meist klein bedruckt sind⁵⁷. Es ist König Friedrich Wilhelm IV. von Preussen gewidmet, und die Vorlagen für die Tafeln wurden von Bernd selbst gezeichnet. Das Buch ist in Paragraphen gegliedert, die zu einzelnen Kapiteln zusammengefasst wurden. So handelt das erste «Vom Wappenschild», und darin erkannte Bernd, dass die Schildform gleichgültig ist⁵⁸. Die einzelnen Plätze mehrfeldiger Wappen wurden bei Bernd schon in derselben Weise gezählt, wie dies heute sich eingebürgert hat, so dass auf Schildhaupt, Balkenreihen, Schildfuss, Herzstelle usw. ausdrücklich hingewiesen wird. In dem Kapitel «Von den Wappenfarben» liess Bernd wiederum neben den Metallen Gold und Silber und den eigentlichen Farben Blau, Rot, Grün, Schwarz und Purpur auch Mischfarben gelten, nämlich Rotgelb (Orange), Braun, Eisenfarbe, Aschfarbe und Naturfarbe⁵⁹. In diesem Zusammenhang wird auch nachdrücklich die Farbregel betont, nach der Farbe nur neben Metall stehen darf, nicht aber Farbe auf Farbe oder Metall auf Metall⁶⁰. In diesem Zusammenhang wird auch auf die Schraffuren zur Darstellung der Tinkturen bei Schwarzweissabbildungen hingewiesen. Nach einem Kapitel über das Pelzwerk folgen sehr lange und ausführliche Erörterungen der Wappenbilder, der einfachen und zusammengesetzten Heroldsbilder und der gemeinen Figuren, die in natürliche (z. B. Menschen, Tiere, Pflanzen, Steine und Planeten) und künstliche (z. B. Bauwerke, Waffen, Werkzeuge und Teile davon) aufgeteilt wurden. In dem Kapitel

über die Nebenstücke handelte Bernd Helme, Helmdecken, Helmwülste und Helmkissen, Kronen, Helmzierden, Schildhalter, Würde- und Amtszeichen, Devisen sowie Wappenmäntel und -zelte ab, während den Beizeichen ein eigenes Kapitel vorbehalten blieb. Es sind dann noch Grundsätze für das Entwerfen von Wappen, aber auch von Stammtafeln und Ahnentafeln abgedruckt, und ein Kapitel über das richtige Beschreiben der Wappen beschliesst den eigentlichen Textteil. Es folgt noch ein sehr nützliches alphabetisches Verzeichnis der beschriebenen und abgebildeten Wappen, eine Liste der Familiennamen, die im Text erscheinen und ein Verzeichnis aller heraldischer Fachbegriffe, der heraldischen Kunstsprache. Die schon im Untertitel erwähnten zwanzig Tafeln beschliessen das Buch. – Bernd beschränkte sich in dieser beeindruckenden Studie nicht einfach auf das Darstellen, sondern setzte sich bei jedem Schritt sehr gründlich mit der vor ihm erschienenen Literatur und den alten Quellenwerken auseinander und berücksichtigte dabei ausführlich auch Erscheinungen des Auslandes. Fast keine Aussage oder Feststellung blieb ohne Beleg. Damit stellte Bernd seine enorme Bücherkenntnis und sein aussergewöhnlich grosses Fachwissen unter Beweis, so dass diese II. Abteilung seiner «Hauptstücke» den Stand der Wappenkunde und der Wappenkunst um die Mitte des 19. Jahrhunderts eindrucksvoll widerspiegelt. Das Buch stellt eine sehr aner kennswerte Materialsammlung dar, die es bis zum heutigen Tage zu einer wahren Fundgrube macht. Durch die ständige Auseinandersetzung mit den alten Quellenwerken und Darstellungen vornehmlich des 17. und 18. Jahrhunderts, die meist klein gedruckt sind, ist das Buch freilich recht mühsam zu lesen, auch wenn es durch die genannten Listen und Verzeichnisse gut zu benutzen ist.

Im Jahre 1848 liess sich der besonnene Historiker Bernd durch die politischen Ereignisse gefangen nehmen und sich von der allgemeinen vaterländischen Begeisterung mitreissen. Er verfasste ein Büchlein über die deutschen Farben und ein mögliches deutsches Wappen und liess es bei Eduard Weber in Bonn auf eigene Kosten drucken und verlegen⁶¹. Hier erklärt er ganz bestimmt, dass sich die Wappen als Kenn-

zeichen der geharnischten Ritter entwickelten⁶². Rot und Gold freilich seien die Farben der griechischen Kaiser gewesen, die in Rot einen goldenen Adler als Wappen geführt hätten⁶³. Ganz richtig stellt er dann später fest, dass der Adler als Wappentier erstmals unter Kaiser Friedrich I. Barbarossa (1152–1190) und die Tingierung – in Gold ein schwarzer Adler – erstmals bei Otto IV. (1198–1215) nachzuweisen ist⁶⁴. Die rote Farbe leitete er von der Blutfahne ab⁶⁵, die rote Bewehrung des Adlers, die seit der Grossen Heidelberger Liederhandschrift, dem «Codex Manesse» aus den ersten Jahren des 14. Jahrhunderts überliefert ist, scheint Bernd nicht gekannt zu haben. Da unter diesen drei Reichsfarben Schwarz und Gold älter als Rot seien, schlug Bernd für die Reichsfarben die Reihenfolge Schwarz-Gold-Rot vor und berief sich dabei auf die Farbenregel. Als Wappen schlug er vor, in Gold den doppelköpfigen schwarzen rotgezungen, freilich golden bewehrten (sic!) und -gekrönten Adler zu setzen. Dieser sollte in der rechten Klaue ein silbernes, goldbe grifftes Schwert, in der linken einen Ölzweig als Friedenszeichen halten, auf der Brust aber mit einem Herzschild belegt sein, auf dem in Rot ein goldenes Balkenkreuz zu sehen sein sollte⁶⁶. Zur Illustration gestaltete Bernd selbst eine Farbtabelle, auf der seine Vorschläge abgebildet sind. – Zu Bernds Aussage, dass bei Wappenbeschreibungen die Tingierung des Wappenbildes vor der des Schildfeldes anzusprechen sei⁶⁷, ist noch festzuhalten, dass man heute genau umgekehrt verfährt und zuerst die Farbe des Schildes nennt, wie es Bernd selbst in anderen Arbeiten forderte und handhabte.

Das neben der Bibliographie wichtigste Werk Bernds erschien erst nach seinem Tode: das «Handbuch der Wappenwissenschaft»⁶⁸. Diese Arbeit ist eleganter als die II. Abteilung seiner «Hauptstücke der Wappenwissenschaft», weil ihr Verfasser hier auf die umfangreiche Auseinandersetzung mit den Quellen und der älteren Literatur verzichtete. Das Buch ist sehr übersichtlich gegliedert und umfasst 113 Paragraphen, die zu elf Kapiteln zusammengefasst wurden. Allerdings ist auch hier wieder die Rede davon, dass es schon im Altertum eine Art Wappenwesen mit stets einfarbigen Schilden gegeben habe

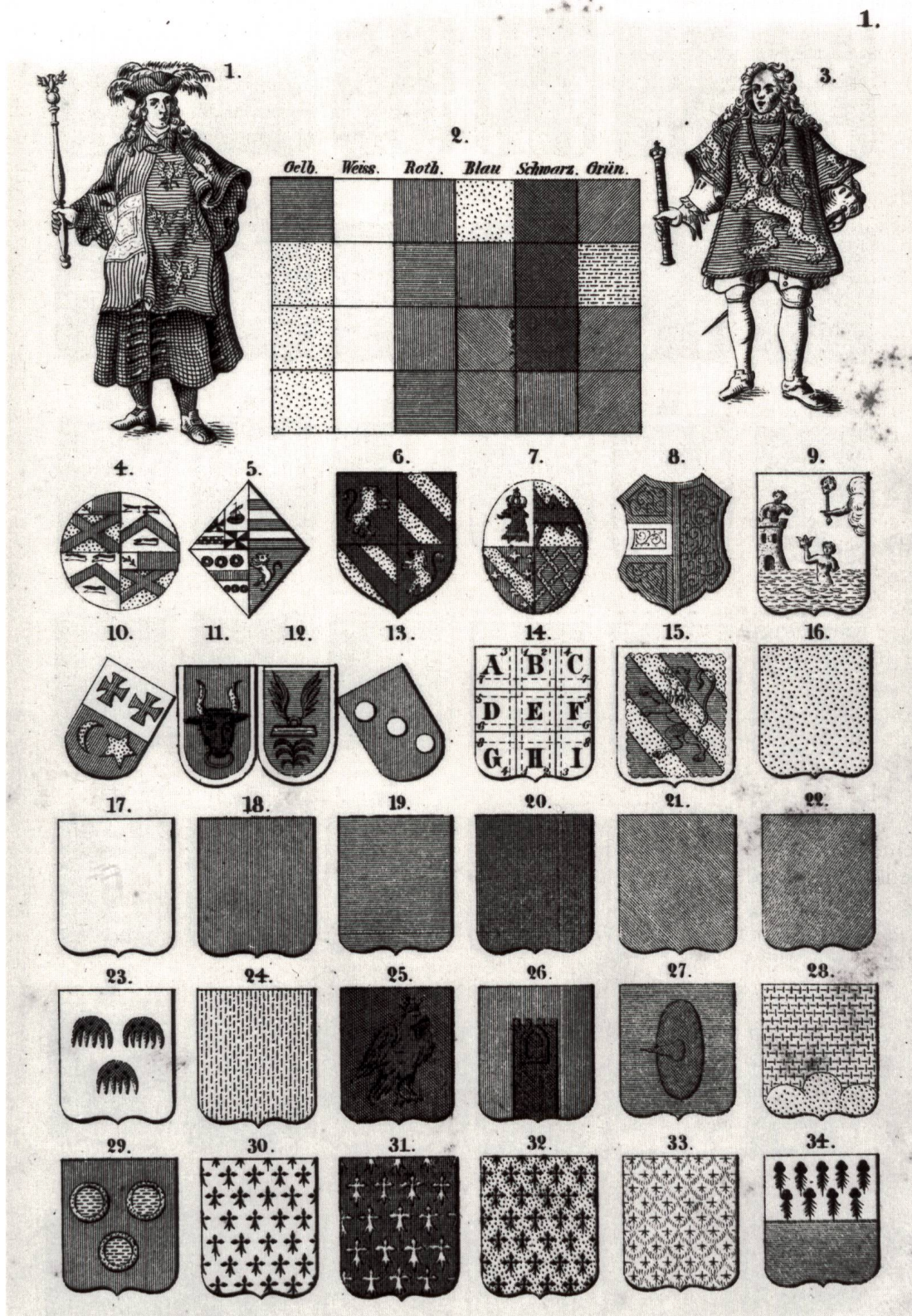


Abb. 3

Abb. 3 bis 6 Illustrationen nach Vorlagen von Theodor Bernd zu seinem posthum erschienenen Buche «Handbuch der Wappenwissenschaft in Anwendung und Beispielen von wirklich geführten Wappen», Leipzig 1856. Foto: ULB Bonn

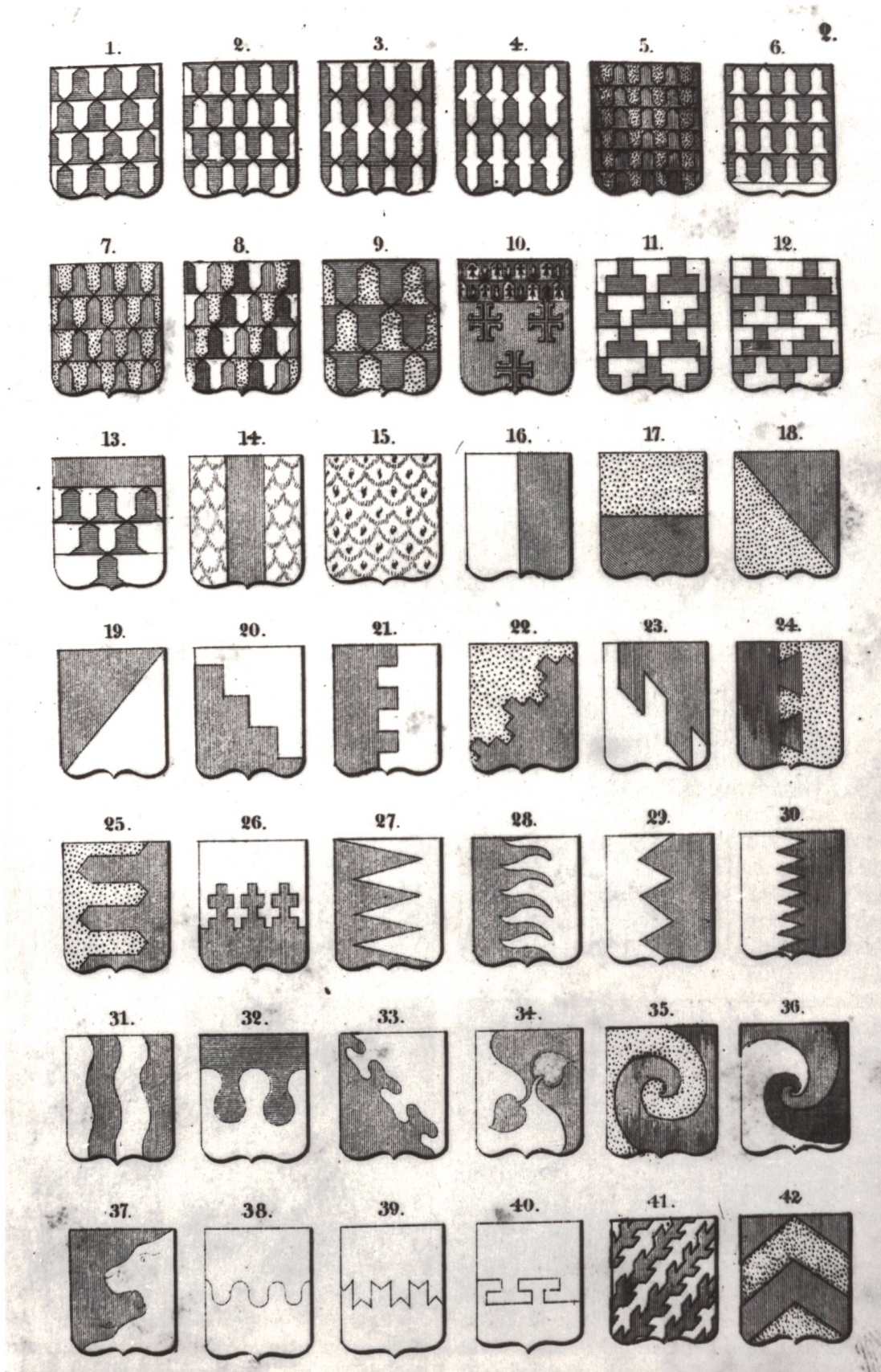


Abb. 4

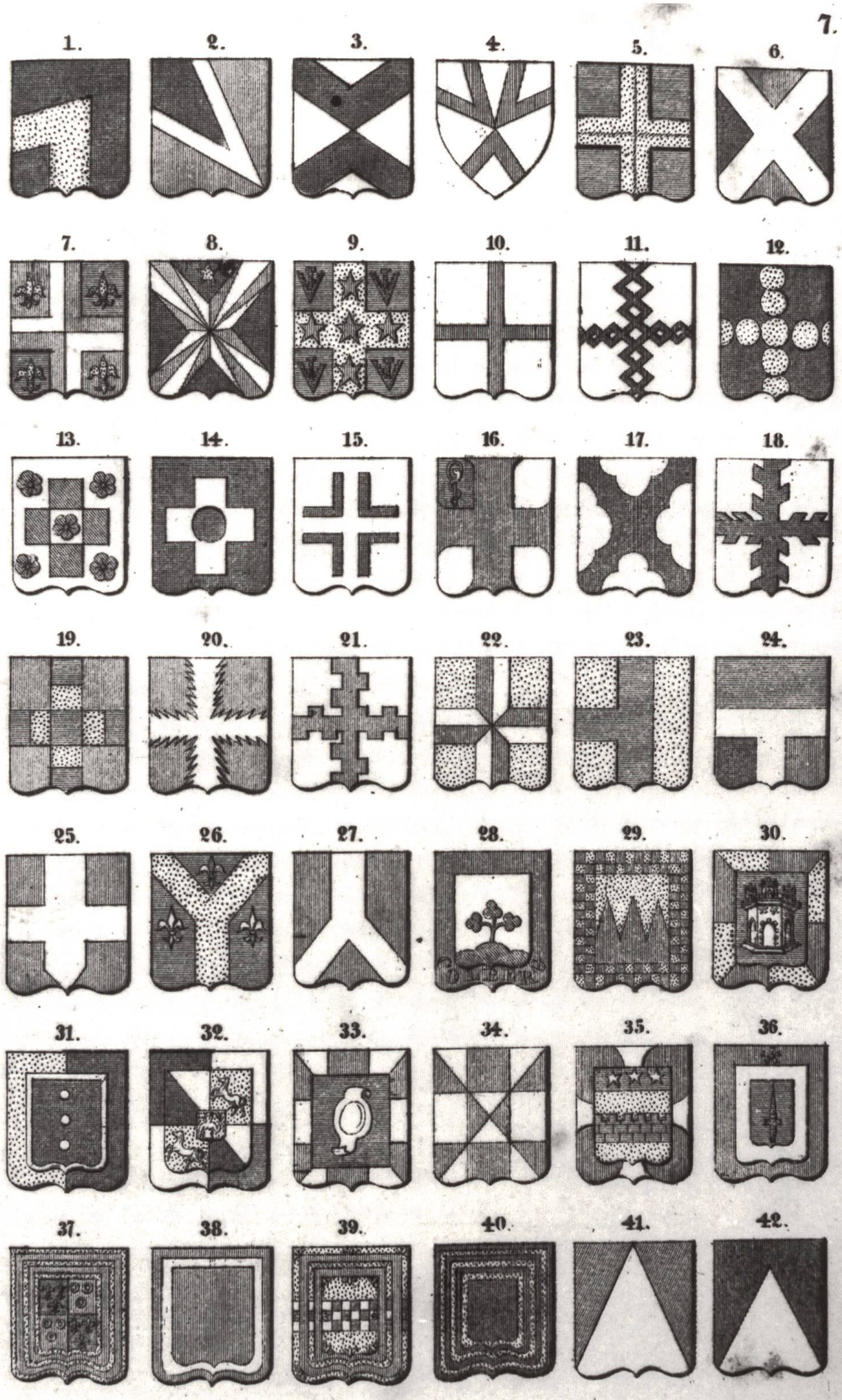


Abb. 5



Abb. 6

und dass selbst die Indianer Wappen hätten⁶⁹. Ganz richtig stellte er auch hier heraus, dass die Kreuzzüge eine besondere Bedeutung bei der Wiederentdeckung der Wappen im Mittelalter gehabt hätten, und er betonte die wichtige Rolle der ritterlichen Turniere und der Herolde bei der Ausprägung der Wappen⁷⁰. In Paragraph 13 ist «Von den Wappenfarben und dem Pelzwerk» die Rede, wobei Bernd nochmals die Bedeutung der Farbregele hervorhob. Erneut liess er Mischfarben gelten, diesmal Rotgelb, Braun, Grau und Fleischfarbe. Der Vorwurf, den ein Heraldiker des späten 20. Jahrhunderts wegen dieses wiederholt vorgetragenen Irrtums gegen ihn erheben könnte, wird freilich in seiner Grösse schrumpfen, wenn man bedenkt, dass diese Mischfarben in der angelsächsischen Heraldik bis zum heutigen Tage durchaus in Gebrauch sind⁷¹. – In den Paragraphen 18 bis 61 werden die Wappenbilder vorgestellt. Dabei beschäftigte sich Bernd auch in ersten Ansätzen mit einer möglichen Ordnung der heraldischen Zuordnungsbegriffe, wie sie in befriedigender Weise erst in unserer Zeit vollendet wurde⁷². In den folgenden Paragraphen behandelte er die Helme, Helmdecken, Helmwulste und (Rang-)Kronen, die Schildhalter und die Beizeichen. Der letzte Paragraph, das Schlusskapitel, lehrt «Vom Beschreiben und Erklären der Wappen (dem sogenannten Blasonieren)». Das theoretisch sehr klar ausgeführte Werk wird schliesslich mit dreizehn Tafeln illustriert, so dass insgesamt ein für die damalige Zeit perfektes Lehrbuch vorlag. Die Vorlagen für die Tafeln hatte Bernd wiederum selbst gezeichnet. Die Verwandtschaft dieses Buches in Gliederung und Inhalt mit dem zweiten Teil der «Hauptstücke» ist ganz offensichtlich. Der Verfasser hat die gesamte beeindruckende Fülle seines Wissens auf dem Gebiete der Heraldik nochmals durchgearbeitet und in konzentrierter Form dargeboten. – Als Bibliograph und als Verfasser sicherlich zeitgebundener, aber dennoch auch heute noch lesenswerter Darstellungen wie des zweiten Teils der «Hauptstücke» und des gerade charakterisierten Handbuchs der Heraldik ging Bernd weit über die Erkenntnisse und Leistungen zum Beispiel des Systematikers Gatterer hinaus und schuf einen neuen Anfang⁷³. Dass er in sei-

nem heraldischen Werk Irrtümern erlag, wie dem, dass es schon in der Antike Wappen gegeben habe, ist verständlich. Sie mindern aber nicht seine Verdienste um die Heraldik als Forscher und akademischer Lehrer. Viele der späteren Heraldiker bauten mehr oder weniger auf dem Fundament auf, das Bernd in Bonn unter schwierigen Bedingungen auf unwegsamem Gelände einst gelegt hatte.

Am 26. August 1854 verstarb Theodor Bernd nach kurzer Krankheit eines sanften und gnädigen Todes und wurde auf dem Alten Friedhof zu Bonn zur letzten Ruhe gebettet; das Grab existiert heute nicht mehr. – Die Vertretung der historischen Hilfswissenschaften an der Universität Bonn hatte viele Jahrzehnte fast ausschliesslich auf seinen Schultern geruht⁷⁴. Es sollte noch viele Jahre dauern, bis 1873 ein Lehrstuhl für historische Hilfswissenschaften am Historischen Seminar der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn eingerichtet wurde. Auch er hatte eine sehr wechselvolle Geschichte, bis im Jahre 1903 der unvergessene Wilhelm Levison (1876–1947)⁷⁵ habilitiert wurde, 1912 als beamteter ausserordentlicher Professor einen Lehrstuhl erhielt und schliesslich 1920 Ordinarius wurde. Er vertrat bis zu seiner Verdrängung aus Deutschland durch den Terror der Nationalsozialisten im Jahre 1935 in Bonn die Hilfswissenschaften und leitete eine ruhige, sehr fruchtbare Entwicklung dieses Lehrstuhles. Unter Levison und seinen Nachfolgern⁷⁶ hat aber die Heraldik bei der Pflege der historischen Hilfswissenschaften nie mehr den Stellenwert erreicht und den Platz erhalten, den sie einst unter Theodor Bernd innehatte.

Anmerkungen

* Der Inhalt dieses Aufsatzes wurde am 13. Juli 1995 in einem Gastvortrag im Rahmen der Vorlesung des Sommersemesters 1995 von Herrn Professor Theo Kölzer/Historisches Seminar der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn dargeboten. Ihm danke ich herzlich für diese Möglichkeit, dass ich der universitären Öffentlichkeit in Bonn Theodor Bernd vorstellen durfte!

¹ Biographisches Lexikon der Heraldiker sowie der Sphragistiker, Vexillologen und Insignologen. Bearb. v. JÜRGEN ARNDT unter Mitwirkung v. HORST HILGENBERG und MARGA WEHNER. Neustadt an der Aisch 1992 (J. Siebmacher Grosses Wappenbuch, Bd. H).

² Zitat aus Werner Paravicinis Besprechung des genannten Biographischen Lexikons in: *Das Historisch-Politische Buch* 41 (1993), S. 348. Zu W. Paravicini, der von 1984 bis 1993 ordentlicher Professor für Mittelalterliche Geschichte und Historische Hilfswissenschaften an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel war und seither Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Paris ist, siehe z.B. WERNER HEEGEWALDT, *Die Bardeleben-Medaille und ihre Träger. Zur Geschichte einer wissenschaftlichen Auszeichnung*, in: *Festschrift zum 125jährigen Bestehen des Herold zu Berlin. 1869–1994*. Hrsg. v. BERNHART JÄHNIG und KNUT SCHULZ. Berlin 1994 (*Herold-Studien*, Bd. 3), S. 349–374, hier S. 367 f. und KNUT SCHULZ, Prof. Dr. Werner Paravicini, in: *Der Herold. Vierteljahrsschrift für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften N.F.* Bd. 14 (1993–1995), S. 221–223. An Paravicinis heraldischen Werken sei verwiesen auf: *Das Uffenbachsche Wappenbuch. Kommentierte Mikrofiche-Edition*. München 1990. *Verlorene Denkmäler europäischer Ritterschaft: Die heraldischen Malereien des 14. Jahrhunderts im Dom zu Königsberg*, in: *Kunst und Geschichte im Ostseeraum*. Hrsg. v. ERICH BÖCKLER (+). Kiel 1990 (*Homburger Gespräche*, Heft 12), S. 67–123 plus 69 Abb. im Tafelanhang. *Das Haus Namur im Ostseeraum*, in: *Mare Balticum. Festschrift zum 65. Geburtstag von Erich Hofmann*. Sigmaringen 1992, S. 165–193. Die älteste Wappenrolle Europas: *Ottos IV. Aachener Krönung 1198*, in: *Archives Heraldiques Suisses CVII* (1993), S. 99–146 sowie die einschlägigen Passagen in: *Die Preussenreisen des europäischen Adels*, Bd. 1. Sigmaringen 1989. – Michel Pastoureau hat u.a. das derzeit wohl beste heraldische Lehrbuch verfasst, siehe MICHEL PASTOUREAU, *Traite d'Heraldique*. 2. Aufl. Paris 1993.

³ Zur Lage der Historischen Hilfswissenschaften in Deutschland siehe z.B. JOSEF ENGEL, *Die deutschen Universitäten und die Geschichtswissenschaften*, in: *Historische Zeitschrift* 189 (1959), S. 223–378, hier S. 314–322 und 344–347. AHASVER VON BRANDT, *Werkzeug des Historikers. Eine Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften*. 13. Aufl. Stuttgart-Berlin-Köln 1992. *Auf Mabillons Spur. Zweiundzwanzig Miszellen aus dem Fachgebiet für Historische Hilfswissenschaften der Philipps-Universität Marburg zum 80. Geburtstag von Walter Heinemeyer*. Hrsg. v. PETER RÜCK. Marburg an der Lahn 1992. *Die archivalischen Quellen. Eine Einführung in ihre Benutzung*. Hrsg. v. FRIEDRICH BECK und ECKART HENNING. Weimar 1994, mit einem recht dürftigen Beitrag über Wappen von WALDEMAR SCHUPP, S. 219–226.

⁴ PAUL TSCHACKERT, Spener Philipp Jacob S., in: *Allgemeine Deutsche Biographie* (künftig: ADB) Bd. 35. Leipzig 1894, S. 102–115. MARTIN SCHMIDT, Spener, Philipp Jacob, in: *Religion in Geschichte und Gegenwart* Bd. 6, Tübingen 1962, Sp. 238 f. INGRID VON SCHROEDER, Theologe, Heraldiker und Genealoge. Philipp Jacob Spener zum 350. Geburtstag, in: *Der Herold. Vierteljahrsschrift für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften N.F.* Bd. 11 (1984–1986), S. 201–208. – Spener gebührt das Verdienst, dem Mystizismus und Symbolismus in der bis dahin betriebenen Heraldik ein Ende gemacht zu haben; er betrachtete die Wappen und ihre Entwicklung als Quellen zur Geschichte, zu historischen Ereignissen, Entwicklungen und Verbindungen.

⁵ WEGELE, Gatterer, Johann Christoph G., in: ADB Bd. 8. Leipzig 1978, S. 410–413. LOTHAR GRAF ZU DOHNA, Gatterer, Johann Christoph, in: *Neue Deut-*

sche Biographie (künftig: NDB) Bd. 6. Berlin 1964, S. 89–91. HEINZ F. FRIEDRICH, Johann Christoph Gatterer, in: JOHANN CHRISTOPH GATTERER. *Abriss der Genealogie*, Göttingen 1788. In Faksimile auszugsweise wiedergegeben aus Anlass des 50jährigen Bestehens des Verlags Degener & Co. Neustadt an der Aisch 1960. Zu dem heraldischen Schaffen von Spener und Gatterer siehe GUSTAV A. SEYLER, *Geschichte der Heraldik* (Wappenwesen, Wappenkunst, Wappenwissenschaft). Nürnberg 1885–1890 (J. Siebmacher's Grosses und allgemeines Wappenbuch, Einleitungsband, Abt. A), unveränderter Nachdruck Neustadt an der Aisch 1970, S. 610–614, 655–662. Gatterer war mehr Genealoge als Heraldiker, in der er – ganz Kind seiner Zeit – vor allen Dingen als grosser Systematiker von Wappenbildern hervortrat und sich mit den geometrisch-mathematischen Grundlagen der Wappenbilder befasste.

⁶ Ein recht ausführlicher eigenhändiger Lebenslauf Bernds in lateinischer Sprache, der bis zum Beginn seiner Tätigkeit in Bonn führt, befindet sich in seiner Personalakte im Universitätsarchiv der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn. Diese wichtige Quelle wurde von mir mit viel Gewinn ausgewertet. Sehr herzlich danke ich den Kolleginnen und Kollegen des Universitätsarchivs für ihre wertvolle Hilfe, insbesondere Frau Schindler! Zu Leben und Werk von Theodor Bernd siehe ansonsten: ALFRED NICOLOVIUS, *Der deutsche Heraldiker Theodor Bernd*, neue Aufl. besorgt v. LINDA BERND. Bonn 1893. ELSTERER, Bernd, Christian Samuel Theodor B, in: ADB Bd. 2. Leipzig 1875, S. 411 f. *Monatszeitschrift Herold* 1906, S. 114 und 140. *Lexikon der Heraldiker* (wie Anm. 1), S. 42. WILHELM ERMAN, *Geschichte der Bonner Universitätsbibliothek* (1818–1901). Halle an der Saale 1919 (Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten, Bd. 37/38), S. 29–31, 284 f. Richard MUMMENDEY, *Die Bibliothekare des wissenschaftlichen Dienstes der Universitätsbibliothek Bonn 1818–1968*. Bonn 1968 (Bonner Beiträge zur Bibliotheks- und Bücherkunde, Bd. 19), S. 22 f. Verzeichnis der Professoren und Dozenten der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn 1818–1968. Hrsg. v. Otto Wenig. BONN 1968, S. 20. Die Berufung Bernds zum Extraordinarius 1822 erwähnt auch ENGEL (wie Anm. 3), S. 315.

⁷ CHRISTIAN RENGER, *Die Gründung und Einrichtung der Universität Bonn*. Bonn 1982 (*Academica Bonnensia*, Bd. 7), S. 212 Anm. 998.

⁸ *Die deutsche Sprache in dem Grossherzogthum Posen und einem Theile des angrenzenden Königreichs Polen und Vergleichung sowohl der Mundarten als auch anderer Sprachen und mit eigenen Forschungen*. Bonn 1822, immerhin X und 427 Seiten.

⁹ *Die Lehre von den deutschen Aussagern* [verbis]. Bonn 1821.

¹⁰ *Die Verwandtschaft der slavischen und germanischen Sprachen miteinander und zugleich mit der griechischen und römischen*. Bonn 1822.

¹¹ Mitarbeit am «Archiv von und für Schlesien», Breslau 1812. Ferner: Versuch einer Beantwortung der Frage: Ist die Aufhebung der Stifter und Klöster in Schlesien und die Einziehung der Güter derselben zum Besten des Staates recht, nothwendig und gut. Breslau 1812. Zusammen mit anderen: *Nachruf auf Karl Christian Traugott* (Leuthold) Heinze, in: *Literaturbeilage zu den Schlesischen Provinzialblättern*. Breslau 1813.

¹² FRIEDRICH VON BEZOLD, *Geschichte der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität von der Gründung bis zum Jahr 1870*. Bonn 1920. MAX BRAUBACH,

Kleine Geschichte der Universität Bonn 1818–1968. Bonn 1968.

¹³ Siehe dazu neben dem Standardwerk von ERMAN (wie Anm. 6) RENGER (wie Anm. 7), S. 241.

¹⁴ Ebd., S. 240. A. BAUMEISTER, Welcker: Friedrich Gottlieb W., in: ADB Bd. 41. Leipzig 1896 S. 653–660. ERNST LANGLOTZ, Friedrich Gottlieb Welcker 1784–1868, in: Bonner Gelehrte. Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in Bonn. Philosophie und Altertumswissenschaften. Bonn 1968, S. 215–220. MUMMENDEY (wie Anm. 6), S. 24, Porträt S. 25. WENIG (wie Anm. 6), S. 331 f.

¹⁵ Zu Bernds Tätigkeit als Bibliothekar siehe ERMAN (wie Anm. 6), S. 29–31, 160.

¹⁶ PAUL GOLDSCHMIDT, Stein Karl Freiherr v. St. zum Altenstein, in: ADB Bd. 35. Leipzig 1893, S. 645–660. HEINZ GOLLWITZER, Altenstein, Karl Sigmund Franz Frhr. vom Stein zum A., in: NDB Bd. 1. Berlin 1953, S. 216 f. WERNER VOGEL, Karl Sigmund Franz vom Altenstein, in: Berlinische Lebensbilder. Wissenschaftspolitik in Berlin. Minister, Beamte, Ratgeber. Hrsg. v. WOLFGANG TREUE und KARLFRIED GRÜNDER. Berlin 1987, S. 90–105.

¹⁷ SEYLER (wie Anm. 5), S. 731. Mit den Königlichen Staaten ist das Königreich Preussen gemeint.

¹⁸ ERMAN (wie Anm. 6), S. 284.

¹⁹ Ebd., S. 213.

²⁰ Zu dem Habilitationsverfahren siehe Universitätsarchiv Bonn, Personalakte Bernd

²¹ OLIVER JANZ, Gelehrte in Deutschland, in: Wissenschaft in Berlin. Hrsg. v. TILMAN BUDDENSIEG, KURT DÜWELL und KLAUS-JÜRGEN SEMBACH. Bd. 3 Berlin 1987, S. 70–75, hier S. 71.

²² MAGNUS DITSCHKE, Karl Friedrich Hüllmann 1765–1846, in: Bonner Gelehrte, Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in Bonn. Geschichtswissenschaften. Bonn 1968, S. 36–48. LEHNERDT, Hüllmann. Karl Dietrich, in: Altpreuussische Biographie. Bd. I. Marburg an der Lahn 1974, S. 293. GÖTZ von SELLE, Geschichte der Albertus-Universität zu Königsberg in Preussen. 2. Aufl. Würzburg 1956, S. 238, 254, 257, 259 f., 291, 294, 296, 300 f. WEGELE, Hüllmann: Karl Dietrich H., in: ADB Bd. 13. Leipzig 1881, S. 330–332. WENIG (wie Anm. 6), S. 129.

²³ RENGER (wie Anm. 7), S. 213.

²⁴ Ebd., S. 241.

²⁵ Ebd., S. 213. Universitätsarchiv Bonn, Personalakte Bernd. Der Ausdruck «Beförderung» wird von Bernd selbst mehrfach bei diesem Vorgang gebraucht.

²⁶ WENIG (wie Anm. 6), S. 206.

²⁷ Ebd., S. 112.

²⁸ Ebd., S. 264. RENGER (wie Anm. 7), S. 214–223. FRANZ MUNCKER, Schlegel: August Wilhelm S., in: ADB Bd. 31. Leipzig 1890, S. 354–368. WERNER ROSS, August Wilhelm und Friedrich Schlegel, in: Brüder. Zwölf Doppelporträts. Berlin 1994, S. 97–128. Bei aller Bedeutung Schlegels etwa auch als Übersetzer darf nicht übersehen werden, dass er eitel, boshaft und zänckisch war und an kaum einem Gelehrten, mochte er noch so bedeutend sein, ein gutes Haar liess, und etwa auch Bartold Georg Niebuhrs «Römische Geschichte» einer harten – allerdings berechtigten – Kritik unterzog; siehe KARL CHRIST, Von Gibbon zu Rostovtzeff. Leben und Werk führender Althistoriker der Neuzeit. Darmstadt 1972, S. 48. Im Jahre 1840 äusserte er sich höchst missvergünstigt über Sybel in dessen Habilitationsverfahren, siehe PAUL EGON HÜBINGER, Das Historische Seminar der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn. Vorläufer – Gründung – Entwicklung. Ein Wegstück deutscher

Universitätsgeschichte. Mit einem Beitrag von WILHELM LEVISON +. Bonn 1963 (Bonner Historische Forschungen, Bd. 230), S. 42, 44, 242. Als 1841 Ernst Moritz Arndt nach langen Jahren des Lehrverbots (seit 1819) zum Rektor der rheinischen alma mater gewählt wurde, war Schlegel der einzige, der gegen ihn stimmte, vgl. JOHANNES PAUL, Ernst Moritz Arndt. «Das ganze Teutschland soll es sein!». Göttingen-Zürich-Frankfurt am Main 1971 (Persönlichkeit und Geschichte, Bd. 63/64), S. 97. Auch Ausländern fiel in Bonn Schlegels «kindliche Eitelkeit» auf, HELMUT KEIPERT, Michail Pogodin in Bonn (1835). Justus Müller Hofstede zum 9. Mai 1994, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 58 (1994), S. 297–307, hier S. 299.

²⁹ WILLIBALD KIRFEL, August Wilhelm von Schlegel als Indologe, in: Bonner Gelehrte. Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in Bonn. Sprachwissenschaften. Bonn 1970, S. 287–292.

³⁰ BEZOLD (wie Anm. 11), S. 307, 393. HÜBINGER (wie Anm. 28), S. 109 f.

³¹ Ebd., S. 309 Anm. 45. RENGER (wie Anm. 7), S. 214.

³² LEVISON, in: HÜBINGER (wie Anm. 28), S. 2.

³³ Universitätsarchiv Bonn, Personalakte Bernd

³⁴ Janz (wie Anm. 21), S. 70.

³⁵ Biographisches Lexikon der Heraldiker (wie Anm. 1), S. 42. Das Wappen Bernd ist auch auf dem wohl einzigen erhaltenen Porträt von Bernd in der Beilage zur Monatszeitschrift Herold 1906, zu sehen; vgl. Abb. 1. Eine Reproduktion dieses Bildes wurde dem Universitätsarchiv Bonn zur Ergänzung der dortigen Porträtsammlung geschenkt. Für die Vermittlung des Fotos (Abb 1) danke ich sehr herzlich Herrn Senatspräsident i. R. Jürgen Arndt/Berlin!

³⁶ NICOLOVIUS (wie Anm. 6), S. 3.

³⁷ Ebd., S. 6.

³⁸ Ebd., S. 7f.

³⁹ ERMAN (wie Anm. 6), S. 284.

⁴⁰ Hierzu wurden von mir im Universitätsarchiv Bonn die Vorlesungsverzeichnisse ausgewertet. «Wappenwissenschaft» las Bernd WS 1829/30, WS 1831/32, WS 1833/34, WS 1834/35, SS 1836, WS 1836/37, WS 1838/39, SS 1839, SS 1840, SS 1842, WS 1846/47, WS 1847/48, SS 1848, WS 1849/50, SS 1851, SS 1852, SS 1853 und WS 1853/54.

⁴¹ LEVISON, in: HÜBINGER (wie Anm. 28). S. 1f.

⁴² ERMAN (wie Anm. 6), S. 284 f.

⁴³ Ebd. Diese und die anderen Meldungen über Neuzugänge, Veränderungen in den universitären Einrichtungen für die Jahresberichte des Rektors wurden im Universitätsarchiv Bonn aus den einschlägigen Akten kopiert und gesondert aufgestellt. Die Sammlung wurde von mir für die folgenden Angaben durchgesehen.

⁴⁴ RENGER (wie Anm. 7), S. 213.

⁴⁵ Karl Hopf (1832–1873) wurde in Bonn 1855 Privatdozent, ging 1858 als Extraordinarius nach Greifswald und wurde 1864 als Ordinarius und Oberbibliothar sowie als Nachfolger von Johannes Voigt nach Königsberg/Pr. berufen. In seiner Bonner Zeit hielt er einige diplomatische Vorlesungen und Übungen ab, bei denen er sich des diplomatischen und heraldischen Apparats bediente; siehe über ihn L. STREIT, Hopf: Karl H., in: ADB Bd. 13. Leipzig 1881, S. 102–104. LEVISON, in: HÜBINGER (wie Anm. 28), S. 2, 14 und HÜBINGER (ebd.), S. 49. ADOLF HOFMEISTER; Aus der Geschichte des Historischen Instituts, in: Festschrift zur 500-Jahrfeier der Universität Greifswald 17.10.1956. Bd. II. Greifswald 1956,

S. 92–113, hier S. 94. VON SELLE (wie Anm. 22), S. 334.

⁴⁶ Universitäts- und Landesbibliothek Bonn, Handschriftenabteilung (künftig: ULB Bonn), Signatur S 2548. Das wenige, was vom Nachlass Theodor Bernds den Zweiten Weltkrieg überdauert hat, befindet sich dort in der Handschriftenabteilung. Für die freundliche Unterstützung, die ich bei meinen Studien in der ULB Bonn gefunden habe, danke ich herzlich, insbesondere Frau Dr. v. Beckerath und Frau Weidlich!

⁴⁷ THEODOR BERND, Wappenbuch der preussischen Rheinprovinz. Mit Beschreibung der Wappen. Bonn 1835, Nachtrag 1842.

⁴⁸ JOHANN KARL VON SCHROEDER, Standeserhöhungen in Preussen. Tendenzen in drei Jahrhunderten, in: Festschrift zum 125jährigen Bestehen des Herold zu Berlin (wie Anm. 2), S., 275–291, hier Anm. 3 S. 275.

⁴⁹ BERNHARD VON BROCKE, Die preussischen Oberpräsidenten 1815 bis 1945. Sozialprofil einer Verwaltungselite: Eine Bilanz, in: Die preussischen Oberpräsidenten 1815–1945. Büdinger Forschungen zur Sozialgeschichte 1981. Hrsg. v. KLAUS SCHWABE: Boppart am Rhein 1985 (Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit, Bd. 15), S. 249–294, hier S. 288.

⁵⁰ ERMAN (wie Anm. 6), S. 285.

⁵¹ Theodor Bernd, Allgemeine Schriftenkunde der gesammten Wappenwissenschaft mit beurtheilenden, und andern zur Bücher- und Gelehrten Geschichte gehörenden Bemerkungen und Nachweisungen, Theile 1 bis 3, Bonn 1830–1835, Nachtrag 1841. Ein durchschossenes und mit sehr zahlreichen handschriftlichen Ergänzungen Bernds versehenes Exemplar befindet sich in seinem Nachlass, ULB Bonn, S. 446.

⁵² SEYLER (wie Anm. 5), S. 735 nannte die Bibliographie ein «wirklich verdienstvolles, für alle Zeiten nützlich Werk»; Seyler (1846–1935, vgl. Biographisches Lexikon der Heraldiker, wie Anm. 1, S. 510 mit weiteren Literaturangaben zu Seyler), einer der bedeutendsten deutsche Heraldiker, stand ansonsten Bernd sehr kritisch gegenüber. JÜRGEN ARNDT, Wappenfibel. Handbuch der Heraldik, 19. Auflage. Neustadt an der Aisch 1991, S. 15 wertet das Werk eher neutral, während es ECKART HENNING als «epochal» bezeichnet: Zur Entwicklung der heraldischen Bibliographie Deutschlands und Österreichs seit dem 17. Jahrhundert, in: XV Congreso Internacional de las Ciencias Genealogica y Heraldica Madrid 19–25 Septiembre 1982, Madrid 1982, S. 211–224, hier S. 215. DERS. und GABRIELE JOCHUMS, Bibliographie zur Heraldik. Schrifttum Deutschlands und Österreichs bis 1980. Köln-Wien 1984, S. XI–XXIII, hier S. XIV.

⁵³ LUTZ FENSKE, Adel und Rittertum im Spiegel früher heraldischer Formen und deren Entwicklung, in: Das ritterliche Turnier im Mittelalter. Beiträge zu einer vergleichenden Formen- und Verhaltensgeschichte des Rittertums. Hrsg. v. JOSEF FLECKENSTEIN. Göttingen 1985 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 8), S. 75–160 und 4 Bildtafeln. HEINZ WALDNER, Die ältesten Wappenbilder. Berlin 1992 (Herold-Studien, Bd. 2).

⁵⁴ BERND (wie Anm. 51), S. 9.

⁵⁵ THEODOR BERND, Das Wappenwesen der Griechen und Römer und anderer alter Völker, ein Vorbild der mittelalterlichen und neueren. Bonn 1841 (Die Hauptstücke der Wappenwissenschaft, I. Abth.), XVI, 468 S., 17 Tafeln.

⁵⁶ KNUT SCHULZ, Rückblick und Ausblick nach 125 Jahren HEROLD, in: Der Herold. Vierteljahrschrift für Heraldik, Genealogie und verwandte Wis-

senschaften N.F. Bd. 14 (1993–1995), S. 211–218, hier S. 213.

⁵⁷ THEODOR BERND; Die allgemeine Wappenwissenschaft in Lehre und Anwendung, nach ihren Grundsätzen in Europas Ländern aus den Quellen dargestellt, und mit Tausenden von Beispielen wirklicher Wappen aus jenen Ländern, auch mit nahe zweitausend Abbildungen auf zwanzig Steintafeln begründet und erläutert. Bonn 1849 (Die Hauptstücke der Wappenwissenschaft, II. Abth.).

⁵⁸ Ebd., S. 33.

⁵⁹ Ebd., S. 45 f.

⁶⁰ Ebd., S. 47. Zur Farbenregel bzw. zu den Ausnahmen von derselben stellte Erzbischof Bruno Bernhard Heim, der bekannte Heraldiker der röm.-katholischen Kirche sehr interessante Überlegungen an, die jedoch die Farbenregel nicht widerlegen; siehe BRUNO BERNHARD HEIM, Or and Argent. Gerrards Cross 1994.

⁶¹ THEODOR BERND, Die drei deutschen Farben und ein deutsches Wappen, eine geschichtlich-wappenwissenschaftliche Untersuchung, und ein darauf begründeter Vorschlag. Bonn 1848, 56 S., 1 farb. Tafel.

⁶² Ebd., S. 9.

⁶³ Ebd., S. 18f.

⁶⁴ Ebd., S. 25.

⁶⁵ Ebd., S. 41f.

⁶⁶ BERND, Die drei deutschen Farben (wie Anm. 61), S. 47–51.

⁶⁷ Ebd., S. 44

⁶⁸ THEODOR BERND, Handbuch der Wappenwissenschaft in Anwendung und Beispielen von wirklich geführten Wappen. Leipzig 1856. 112 S.

⁶⁹ Ebd., S. 11 und 1.

⁷⁰ Ebd., S. 3.

⁷¹ Ebd., S. 11. Zeitgenössische Familienwappen, bei denen die genannten Mischfarben verwendet wurden, hat der Verf. selbst bei seinem Besuch im College of Arms in London im Dezember 1993 gesehen.

⁷² JÜRGEN ARNDT und WERNER SEEGER mit Wappenskizzen von LOTHAR MÜLLER-WESTPHAL, Wappenbilderordnung. 2 Bde. Neustadt an der Aisch 1986, 1990 (J. Siebmacher's Grosses Wappenbuch, Bd. B)

⁷³ SEYLER (wie Anm. 5), S. 741, 781 und in Anlehnung an ihn HENNING, Bibliographie (wie Anm. 51), S. XIII sehen Bernd einzig und allein in der Tradition Gatterers stehen und verkennen bzw. unterschätzen ihn damit. ERMAN (wie Anm. 6), hier S. 30, der Bernds Tätigkeit als Bibliothekar eher negativ wertete, erkannte seine Pionierleistungen auf dem Gebiete der Heraldik an.

⁷⁴ HÜBINGER (wie Anm. 28), S. 98 und LEVISON, in: HÜBINGER (wie Anm. 28), S. 14.

⁷⁵ PAUL EGON HÜBINGER, Wilhelm Levison (1876–1947), in: Rheinische Lebensbilder 7 (1977), S. 227–252, wiederabgedruckt in: PAUL EGON HÜBINGER, ausgewählte Aufsätze und Vorträge. Beiträge zur Geschichte Europas und der Rheinlande in Mittelalter und Neuzeit. Hrsg. v. MAGNUS DITSCHKE und RAYMUND KOTTJE. Siegburg 1990 (Bonner Historische Forschungen, Bd. 53), S. 600–624. DERS., Wilhelm Levison 1876–1947, in: Bonner Gelehrte. Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in Bonn. Geschichtswissenschaften. Bonn 1968, S. 311–331.

⁷⁶ HÜBINGER (wie Anm. 28), S. 98–109.

Anschrift des Autors:
Dr. Ludwig Biewer
Réaumurstrasse 46
D-53125 Bonn